

Wien vorgelegte rechtswissenschaftliche Dissertation von Gerald Kohl ein: »Jagd und Revolution«, so werden im Obertitel die Begriffe zusammengespannt, die auf den ersten Blick kaum zusammenzugehören scheinen. Aber dennoch, und dieser Beweis gelingt Kohl, war die Auseinandersetzung um die Jagd von kaum zu überschätzender Bedeutung im Zusammenhang mit der Revolution von 1848, und zwar vor allem in deren Anfangsstadium. Und schon der konservative Zeitgenosse Wilhelm Heinrich Riehl konstatierte dies für Nassau. Denn für ihn galten »Hirsche und Rehe«, »welche nachts in den Kornfeldern weideten«, als die »Vorbereiter« der Revolution: »Sie waren die eigentlichen Demagogen, die Aufreizer zum Mißvergnügen. . ., welche dem armen Bauersmann die ersten liberalen Ideen einpflanzten.« (Zitat bei Hiller, S. 10) Die Arbeit von Kohl dokumentiert – und gerade hier wären weitere umfängliche mikrohistorische und regional vergleichende Studien nötig –, daß es schon in der ersten Phase dieser Revolution, durchaus vergleichbar mit der Französischen Revolution von 1789, »überall in Deutschland zu jagdlichen Unruhen und unkontrolliertem Wildabschuß« kam (S. 248). Aber nicht hierauf richtet die Untersuchung ihren Schwerpunkt, sondern daß dies die revolutionären gesetzgebenden Körperschaften in Österreich wie in Preußen und auch die Deutsche Nationalversammlung unmittelbar veranlaßte, das gesamte Jagdwesen neu zu gestalten, es zu liberalisieren und zu demokratisieren, primär aber – und hier lag wohl eine Hauptintention – im frühen Stadium der bäuerlichen Bevölkerung, ähnlich wie durch Maßnahmen der »Bauernbefreiung« und andere Agrarreformen, weit entgegenzukommen, um auf dem Lande »Ruhe und Ordnung« (S. 248) herzustellen oder zu erhalten. Diskussionen und Entscheidungen in einzelnen österreichischen Landtagen sowie im österreichischen Reichstag werden in der Folge untersucht (und in einem umfänglichen Anhang dokumentiert), auch ausführlich der neue sich durchsetzende »revolutionäre« Grundsatz erörtert: Das adlige Jagdprivileg wurde beseitigt, das Jagdrecht nach liberalen Prinzipien eng an das Grundeigentum gebunden, also auf fremdem Grund und Boden aufgehoben. Auch in Preußen setzte sich dieses Prinzip durch, auch dort wurde die Jagd schließlich einzelnen Grundeigentümern überlassen, denen darüber hinaus auch die Bildung freiwilliger Genossenschaften erlaubt war. In der Deutschen Nationalversammlung wurde das Jagdrecht sogar im Rahmen der Grundrechtsdebatte behandelt, und die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden im Artikel 169 der Reichsverfassung war trotz des Scheiterns dieser Verfassung Vorbild für viele Nachfolgeregelungen.

Kohl schätzt zu Recht die Bedeutung der Jagdfrage »hoch« ein. In der zeitgenössischen Publizistik und in den Diskussionen der Parlamente hatte sie auch deshalb einen hohen Rang und Stellenwert, weil man der Umgestaltung des Jagdrechts »jenen beruhigenden Einfluß auf die revolutionär gestimmte Bevölkerung« zumaß. Eine schnelle Regelung – so das letztlich auch aufgegangene Kalkül – konnte die ländliche Bevölkerung auf diesem Feld zufriedenstellen, diese im Verbund mit anderen Maßnahmen aus der revolutionären Allianz mit dem Bürgertum herausbrechen, dergestalt »Ruhe und Ordnung« herstellen und die Revolution auf dem Lande beenden.

*Johannes Schmitt, Schmelz*

Dirk Blasius, Friedrich Wilhelm IV. 1795–1861. Psychopathologie und Geschichte, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 1992, 283 S., pb., 38 DM.

Wie kein anderer Hohenzollernkönig ist Friedrich Wilhelm IV. jahrzehntelang von den Historikern übergangen worden. Seine Nichtberücksichtigung mag mit der als negativ beurteilten Bilanz seines politischen Lebens zusammenhängen, hat aber auch mit dem landläufigen Persönlichkeitsbild dieses Monarchen zu tun: Der Nachwelt ist er bestenfalls als eine

rätselhafte, unstete, innerlich problematische, in jedem Fall »unpreußische« Gestalt in Erinnerung geblieben. Innerhalb weniger Jahre haben nun gleich mehrere Monographien ein neues Licht- und Schattenbild von diesem preußischen König entworfen.

An der späten »Entdeckung« Friedrich Wilhelms IV. nimmt die anzuzeigende Biographie in unkonventioneller Weise teil. Es handelt sich um eine psychohistorische Studie, die einen neuen Interpretationsansatz verfolgt. Unüberhörbar hat der Autor mit der amerikanischen »psychohistory« und ihrer psychoanalytisch inspirierten Arbeitsweise nichts im Sinn. Im Gegenteil lehnt er die tiefenpsychologische Hypothesenbildung über das Unbewußte und seine lebensgeschichtliche Gestaltungskraft als zu spekulativ ab. Er selbst erhebt einen anderen Anspruch: »Will sich die Frage nach dem Zusammenhang von Lebensgeschichte und historischer Situation bei Friedrich Wilhelm IV. nicht im Beliebigen verlieren, muß sie im Beschreibenden verbleiben.« (S. 23)

Dementsprechend intendiert Blasius, die Persönlichkeitsstrukturen seines Protagonisten in Beziehung zu Epochenstrukturen zu setzen, d. h. Zeit und Mensch miteinander zu »verrechnen«. Hierbei können die Gesichtspunkte und Erkenntnisse der sozialbiographischen Forschung einfließen. Um das Ineingreifen von Vita und Epochenmerkmalen zu studieren, bedient er sich eines besonderen heuristischen Instrumentariums: erstens des psychologischen Identitätsbegriffs Erik H. Eriksons und zweitens Kurt Schneiders Theorie der »Psychopathischen Persönlichkeiten«. Mit Hilfe dieser charakterologischen Typenlehre und ihrer Systematik will er die Charaktereigenschaften des Königs in ein neues Licht rücken, und zwar in ihrem geschichtlichen Wirkungszusammenhang. »Psychopathie« soll weder als Krankheits- noch als Wertbegriff verstanden werden. Im Anschluß an Schneider sei der Psychopath eine ungewöhnliche, vom Durchschnitt abweichende Persönlichkeit, nicht aber ein seelisch Erkrankter. Somit bestehe »keinerlei sachliche Veranlassung, die abnormen (psychopathischen) Persönlichkeiten krankhaft zu heißen. Vollends heißen wir sie nicht Nervenranke.« (K. Schneider)

Folgt man Blasius, so entsprechen die typologischen Annahmen der psychopathologischen Lehre deskriptiven Kategorien. Die für jede Geschichtsschreibung unabdingbaren Erklärungs- und Bewertungsmaßstäbe müssen andere – Blasius sagt nicht welche – sein. Grundsätzlich will der Biograph seinen Ansatz nur als »eine Art Beobachtungsposten für den Ablauf eines ungewöhnlichen, ganz und gar undurchschnittlichen Königslebens« (S. 24) verstanden wissen. Daß die Psychopathologie nicht nur ein Deskriptions-, sondern in der historiographischen Praxis auch ein Interpretationsmodell ist, das zumindest unausgesprochen mit Erklärungs- und Wertgesichtspunkten operiert, läßt Blasius unerörtert.

Der psychohistorische Neuansatz, der in seinem Kern eine (psychiatrische) Persönlichkeitstypologie fruchtbar zu machen sucht, ist undogmatischer Natur; der Autor behauptet nicht, »den« Schlüssel zu der komplizierten Psyche oder der historischen Rolle Friedrich Wilhelms IV. gefunden zu haben. Die Biographie bedient weder den Voyeurismus des Lesers noch das Spekulationsinteresse der Psychohistoriker. Auch Friedrich Wilhelm IV. soll nicht denunziert oder als Patient der Psychiatrie überstellt werden.

Die forschungsnahe Biographie entwirft das nuancierte Bild der Gesamtpersönlichkeit des Monarchen im Zusammenhang seiner Gedanken-, Gefühls- und Erfahrungswelt. Die Kinder-, Mannes- und Altersjahre werden nacheinander vor Augen geführt. Auf dem Erwachsenenalter, seinen Reifungs-, Bewährungs- und Krisenjahren, liegt der Schwerpunkt. Eine psychoanalytisch orientierte Studie hätte nolens volens die Kindheit bzw. Kleinkindphase in den Vordergrund gerückt.

Welcher geschichtswissenschaftliche Erkenntnisgewinn ist zu verbuchen? Nach Blasius war der Reifungsprozeß des späteren Monarchen davon geprägt, daß er als Thronfolger in der Spannung zwischen zgedachter Königsrolle und dem willentlichen Festhalten an seinem individuellen Selbst aufwuchs; in der lebensbestimmenden Polarität wuchs Friedrich Wilhelm IV. zu einem »selbstunsicheren Gewissensmenschen« (K. Schneider) heran. »Als

›selbstunsicherer Gewissensmensch‹ hat er in den Jahren 1840–1847 einen politischen Weg eingeschlagen, dessen Richtung seinen Gegnern wie seinen Freunden verborgen blieb.« (S. 103) Das früh angelegte und greifbare Identitätsproblem begleitete Friedrich Wilhelm IV. ein Leben lang.

›Die Märzrevolution des Jahres 1848 in Preußen ist [dann] zum Schlüsselerlebnis für die ›Persönlichkeit‹ des preußischen Königs geworden.« (S. 114) Es war für ihn ein Schreck- und Entfremdungserlebnis, dessen traumatisches Gewicht offenbar nicht überschätzt werden kann. Die so tiefe wie verstörende Erfahrung lebte in der angstbesetzten Erwartung fort, ›daß die ›eigene gute heilige Sache‹ der Gier der ›Revolution‹ zum Opfer fallen könnte.« (S. 236) Die übersteigerte Revolutionsfurcht, die der Monarch mitunter in apokalyptischen Sprachbildern beschwor, prägte das Denken, Fühlen und Handeln des Königs, ja mittelbar die Grundzüge seiner Politik, zum Beispiel gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung.

Wie das Leben Friedrich Wilhelms IV. von einer depressiven Grundstimmung und dem Leitgefühl der Angst durchzogen war, zeichnet der Biograph anschaulich und überzeugend nach. Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich in allen Abschnitten seines Lebens labil für stimmungsgenerierte Krisen. Damit hat sein »Persönlichkeitsgefüge [. . .] seinem Handeln in einer Zeit Grenzen gesetzt, in der preußische und deutsche Geschichte zur Geschichte der ›einen‹ Nation zusammenwachsen. [. . .] Über seine Zeit hinaus hat Friedrich Wilhelm IV. mit den ihm eigenen Ängsten viel zur Verkrampfung des deutschen politischen Denkens beigetragen.« (S. 244 f.)

Die Ergebnisse nehmen für sich ein, weil sie einer behutsam abwägenden Argumentationslinie entwachsen und auch quellengeschöpfter Art sind. Die Biographie lebt überhaupt von der Güte eines breiten Nachlasses. Insbesondere die weitverzweigte Korrespondenz des Königs hat es dem Biographen erlaubt, in großer Breite und im Verfolg der Jahre die Gefühlswelt und die je situationspezifischen Empfindungs- und Stimmungslagen des Monarchen zu rekonstruieren. Nicht zuletzt profitiert die Biographie davon, daß Friedrich Wilhelm IV., wie seine schriftlichen Selbstäußerungen und Daseinsdeutungen zeigen, der wohl sprachsensibelste in der langen Reihe der Hohenzollernkönige war. Insofern ist er ein Glücksfall für eine psychohistorische Pionierstudie.

Aus dem Blickwinkel der Psychopathologie eine historische Biographie zu schreiben, ist sicher ein Experiment, wenn nicht Wagnis gewesen. Der evidente Ertrag bezeugt – zumindest in diesem Fall – die Praxistauglichkeit des psychopathologischen Ansatzes. Prinzipielle Vorbehalte gegen den »psychohistorical approach« – gerade in Freudianischer Engführung – mögen berechtigt sein. Dieses Buch bereichert die deutsche Geschichtswissenschaft durch seine Ergebnisse und durch seine analytische Perspektive. Es ergänzt und vertieft das neuentstandene Bild Friedrich Wilhelms IV. und seiner Zeit.

*Rembert Unterstell, Marburg*

Thomas Schnitzler, *Zwischen Restauration und Revolution. Das Trierer Turnen im Organisations- und Kommunikationssystem der nationalen Turnbewegung (1815–1852)*, Verlag Peter Lang GmbH, Frankfurt/M. 1993, 368 S., brosch., 95 DM.

Daß die von F. L. Jahn 1811 ins Leben gerufene Turnbewegung innerhalb der sich zwischen Befreiungskriegen und Reichsgründung entfaltenden deutschen Nationalbewegung eine eminent wichtige Funktion ausübte, wissen wir spätestens seit den frühen 1980er Jahren, als das national-deutsche Vereinswesen des frühen 19. Jahrhunderts ins Visier der mo-